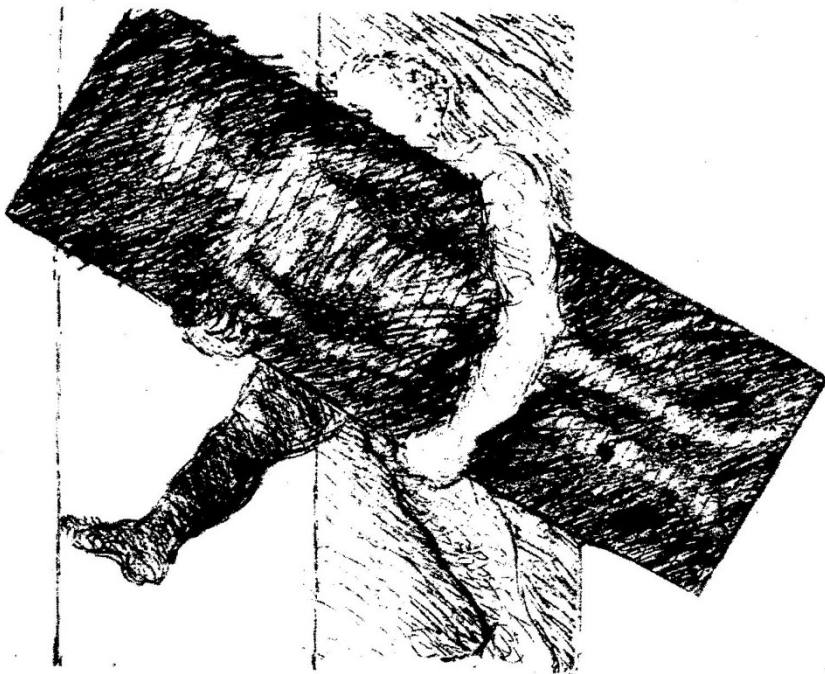


Lesung: Heilung eines Gelähmten (Johannes 5)

Die Bibel ist voll von Gelähmten, Opfern von Kriegen und Unfällen, Seuchen und unbekanntem Krankheiten. An der Beschreibung der Krankheiten ist die Bibel weniger interessiert, aber wir erfahren einiges vom Elend der Betroffenen. Einer von ihnen ist gelähmt. Seit 38 Jahren liegt er am Teich Bethesda und wartet auf ein Wunder; 38 Jahre auf seiner Matte; 38 Jahre Schmerzen. Irgendwann wurde er dort hingebacht, aber mittlerweile ist keiner mehr da, der sich um ihn kümmert. Als Jesus ihn fragt: „Willst du gesund werden?“ antwortet er als erstes: „Herr, ich habe keinen Menschen“.

Auch die Pandemie dieser Tage bringt ein doppeltes Elend mit sich. Die lebensgefährliche körperliche Erkrankung ist das eine, Isolation und Einsamkeit das andere; sie machen die Seele krank. Ich denke an die Kranken auf den Isolier- und Intensivstationen, aber auch an die (Hoch)betagten in ihren Wohnungen, denen geraten wird, das Haus am besten gar nicht mehr zu verlassen. Eingesperrt zu sein, „lahm“-gelegt zu sein macht bewegungsunfähig.

Immerhin, der Kranke aus dem Heilbad Bethesda darf gesund werden. Wir sehen ihn auf der Radierung von Thomas Zacharias, wie er kräftigen Schrittes in sein neues Leben tritt.



Thomas Zacharias, »Der Gelähmte«, Radierung, © VG Bild-Kunst, Bonn 2011

Dafür, dass er so lange schwer krank war, wirkt er erstaunlich stark und vital. Aber er lässt das Alte nicht einfach hinter sich. „Steh auf, nimm dein Bett und geh!“ wird ihm von Jesus gesagt. Was das auslöst, wird vom Künstler in drei rechteckigen Feldern dargestellt. Der frisch Genesene steht im grauen Feld, mit einem Bein schon in einer Zukunft, die hell vor ihm liegt. Das Alte aber lässt ihn nicht los; er trägt schwer an seiner Vergangenheit. Dafür steht der ausgezehnte, erstarrte Leib auf der schwarzen Matte. Sicher, das ist Vergangenheit für ihn, aber es bleibt ebenso bestimmend wie sein starker, tragender Arm.

Wir nehmen mit, was uns lähmt. Erfahrungen der Lähmung prägen uns ein Leben lang. Das gilt keineswegs nur für (ehemals) Kranke; es gilt in gleicher Weise für die körperlich

Gesunden. Da ist so viel, was uns lähmt in dieser Krise: Die Unsicherheit (wie soll ich mich verhalten?), die Angst vor den Reaktionen der anderen, das Entsetzen angesichts der Bilder aus Italien, Spanien und New York bis hin zur Panik (was ist, wenn ich mich selbst infiziere?).

Eine ganz eigene seelische, soziale Lähmung beschreibt Dorothee Sölle in ihren Erinnerungen:

Ich erinnere mich, dass ich im Herbst 1943, gerade 14 Jahre alt geworden, in der Kölner Straßenbahn ein Mädchen mit großen schwarzen Augen anstarrte. Es hatte einen dicken, braunen Zopf und stand in meiner Nähe auf der hinteren Plattform. Es erschien mir wunderbar, geheimnisvoll und traurig, und ich überlegte verzweifelt, wie ich, die kleine, dünne Blonde mit dem Bubikopf, es ansprechen könnte. Unsere Blicke trafen sich, und ich bildete mir ein, ein winziges Lächeln über ihr Gesicht huschen zu sehen. Dann stiegen am vorderen Eingang Soldaten -oder waren es Polizisten?- ein, mein Mädchen schaute sich wieder und wieder um

und verließ, einem plötzlichen Entschluss folgend, die Tram. Beim Aussteigen verschob sich die Tasche, die sie an die Brust gedrückt hielt. Ich sah einen gelben Fleck und das Wort „Jude“ in Schwarz darauf. Ich wollte aussteigen, ihr nachlaufen, aber die Bahn fuhr schon wieder, und der Novemberregen klatschte an die Scheiben. Bei dieser Gelegenheit lernte ich ein Stück meiner eigenen Feigheit kennen, ... und ich erinnere mich, dass ich damals in der Linie 11 mit Entsetzen notierte, was in mir war. Wer bin ich denn, wenn ich nicht einmal aus der Bahn steigen und einem unbekanntem Menschen, der mein Herz bewegt, nachlaufen kann?

Ich kenne die Erfahrung, die D. Sölle hier beschreibt, und auch das flauere Gefühl hinterher: Hier hättest du anders, offensiver und lebendiger reagieren müssen. Umso mehr bewundere ich all jene, die sich jetzt nicht lähmen lassen, sondern sich freiwillig melden, um Isolierten oder Erkrankten zu helfen. Durch den Missbrauch in Kriegszeiten war das Reden von „Helden“ lange fragwürdig geworden; keiner mochte in den vergangenen Jahrzehnten das Wort noch verwenden. Plötzlich ist es wieder da – und es passt. Wenn sich dort, wo alles zu erstarren droht, Menschen mutig für das Leben einsetzen, darf man getrost und dankbar von „Helden“ sprechen.

Pastor Felix Moser

Aus dem Gesangbuch:

Ach dass doch diese böse Zeit/
bald wiche guten Tagen,/
damit wir in dem großen Leid/
nicht möchten ganz verzagen./
Doch ist ja Gottes Hilfe nah,/
und seine Gnade stehet da/
all denen, die ihn fürchten.

(Paul Gerhardt; EG 283 nach Psalm 85)